

Oberösterreichische Heimatblätter

Herausgegeben vom Landesinstitut für Volksbildung und Heimatpflege in Oberösterreich;
Leiter: W. Hofrat Dr. Aldemar Schiffkorn.

28. Jahrgang (1974)

Heft 3/4

INHALT

Gerald K. Mitterschiffthaler: Die Orgeln der Stiftskirche Wilhering	107
Heinrich Zelenka: Nach 1945 errichtete Pfarr- und Filialkirchen des Traunkreises	125
Adalbert Schmidt: Franz Stelzhamer in unserer Zeit (Gedenkrede vom 14. Juli 1974)	135
Alois Leeb: Das Krippenschaffen der Bildhauerfamilie Schwanthaler	139
Fritz Merwald: Weihnachtsbrauchtum um 1930 im Raum um Mörschwang	143
Wilhelm Jerger: „Hochlöbliche, Hochverehrte philharmonische Gesellschaft“ — Die Briefe Anton Bruckners an die Wiener Philharmoniker nebst einem unbekanntem Brief an August Göllerich sen.	149
Wilhelm Rieß: Die Ustrina des westlichen römischen Gräberfeldes von Ovilava	154
Hans Peter Jeschke: Erhebung der Kulturgüter in Oberösterreich — Projektgruppe Raumordnung des OÖ. Volksbildungswerkes	157
Der 12. Februar 1934 und Oberösterreich — Eine Nachlese nach 40 Jahren (Harry Slapnicka)	164
Wie die „Nixhöhlen“ zu ihrem Namen kamen (Alois Topitz)	166
Schrifttum	168

Weihnachtsbrauchtum um 1930 im Raum um Mörschwang

Von Fritz Merwald

Die bäuerliche Arbeit hat besonders nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges weitgehende Veränderungen erfahren, die vor allem durch die Mechanisierung und Technisierung der Landwirtschaft verursacht wurden. Es sind aber nicht allein die äußerlichen Umstellungen, wie der Ersatz der Menschenkraft durch Traktor, Mähdrescher und andere technische Geräte, sondern vor allem die geistigen Wandlungen in der Einstellung der bäuerlichen Bevölkerung zur Arbeit. Damit sind natürlich auch andere Voraussetzungen für das Brauchtum gegeben, das entweder nunmehr sinnentleert, abstirbt oder sich entsprechend verändert. Manches davon hat sich aber auch erhalten, wie die umfangreichen Untersuchungen von E. Burgstaller* zeigen.

Ich habe in den Jahren 1923 bis 1930 als Student einen Großteil der Ferien im Innviertler Bauerndorf Mörschwang bei Obernberg am Inn verbracht. Weil ich selbst mitschaffend am Alltag des Bauern teilnahm, erlebte ich auch die vor 40, 45 Jahren noch zutiefst mit der geistigen Haltung des Landvolkes verbundenen Bräuche. Besonders aber meine Frau hat sie in ihrer Kindheit, die sie gleichfalls in Mörschwang verbrachte, mit einer sehr wachen Anteilnahme miterlebt und mitgefeiert.

Es soll nun der Versuch unternommen werden, aufzuzeichnen, wie sich die Weihnachtsfeiertage im Dorfleben abspielten. Ich will dieses Brauchtum so festhalten, wie es einst war, ohne den Versuch zu unternehmen, nach seiner Herkunft und seiner Deutung zu suchen. Allerdings sollen alle diese Bräuche, die mit der Lebenshaltung des Innviertlers zutiefst verbunden waren, in der Umwelt des Dorfes mit all ihren Stimmungen und Erlebniswerten aufgezeigt werden. Ich glaube nämlich, daß sie nur aus dem Charakter des Innviertler Bauern, aus seiner barocken Vorliebe für das Bunte und Auffallende, für das ungestüm Triebhafte und Tänzerisch-Spielerische, aber auch mystisch Sinnierende erfaßbar sind.

Mörschwang ist ein kleines Dorf mit nur wenigen Häusern, die sich eng um die Kirche drängen. Rund um das Gotteshaus mit seinem massigen spitzbehelmten Turm liegt, von einer niederen Mauer umgeben, der Friedhof mit seinen hölzernen oder schmiedeeisernen Kreuzen und seinen steinernen Grabplatten. Fast an seine Mauer angebaut, stand früher über der hier tieferliegenden Straße das Schulhaus. In seinem

Erdgeschoß war die Spritze der Feuerwehr untergebracht und außerdem, wenig dem eigentlichen Zweck des Hauses entsprechend, der Gemeindearrest.

Vom Gotteshaus nur durch eine schmale Straße getrennt, steht das Wirtshaus des Dorfes. Es ist ein breitmächtiger Bauernhof, in dessen Wohngebäude die Gaststube und im ersten Stock der Tanzsaal untergebracht sind. Vor dem Haus stand früher ein mächtiger Kastanienbaum, der Bank und Tisch überschattete.

Ein paar Schritte neben dem Krämerladen liegt der Hof des Bauern zu Mörschwang und ihm gegenüber, nur durch die Straße getrennt, der kleine Pfarrhof mit seinem sauber gepflegten Vorgarten. Zum eigentlichen Dorfbereich gehört noch das Mesnerhäusl, wo früher die Gemeindeganzlei untergebracht war, und gegenüber der Kirche der Brunhuemerhof.

Um das Dorf breitet sich das Land in sanften, weitausholenden Hügelschwüngen, mit seinen Äckern, Wiesen und obstbaumumstandenen Bauernhöfen, mit Feldhölzern, Baumzeilen, Hecken und dunklen Waldungen. Blickt man gegen Westen, so sieht man die Häuser und die Kirche des am Hochufer des Inn liegenden Marktes Obernberg.

Der Winter ist im bäuerlichen Lebenskreis immer eine stille und beschauliche Zeit. Die Tage sind kürzer und die Arbeit verläuft gemächlicher als in den anderen Jahreszeiten.

Der Weihnachtskreis beginnt mit der alltäglichen Frühmesse, dem „Rorate“. Ab dem ersten Adventstag wurden diese „Engelämter“, wie man sie auch nannte, schon um sechs Uhr früh gefeiert. Regelmäßig besuchten sie die Dorfbewohner sowie alte Leute und Auszügler aus der Umgebung. Auch die Schulkinder waren eifrige Rorate-Besucher. Gerne sammelten sie untereinander, um ein Engelamt zahlen zu können. Hatten sie zuviel Geld zusammengebracht, so kauften sie um den Mehrbetrag schöne, mit Goldpapier umwickelte Griffeln.

* Ernst Burgstaller: Nikolausbrauchtum I und II, Blatt 19 und 20 des „Atlas von Oberösterreich“, 1. Liefg., Linz 1958; dazu im Erläuterungsband S. 148 ff. — Weihnachtsbrauchtum I und II, Blatt 39 und 40, 2. Liefg., Linz 1960; dazu im Erläuterungsband S. 165 ff.

Oft eine Stunde oder mehr wanderten die Erwachsenen und die Kinder in Nacht und Kälte dem Dorfe zu. Von den Kirchenbesuchern blieben immer einige, bevor sie das Gotteshaus aufsuchten, bei einem der Kreuze oder neben einer Grabplatte stehen, falteten die grobschwerigen Hände zu einem kurzen Gebet und sprengten ein paar Tropfen Weihwasser mit dem Zweiglein eines Segenbusches auf den Grabhügel. Dann traten sie in den kleinen Vorraum der Kirche, wo in einer verglasten Nische ein paar Totenköpfe liegen. Die Beten sahen ruhig auf diese Mahner der Vergänglichkeit und betraten dann den eigentlichen Kirchenraum. Mit ihrer Rechten tupften sie in den steinernen Weihbrunnkessel, bekreuzten die Stirn und beugten steif das rechte Knie, einen Fußfall gleichsam nur andeutend. Dann nahmen sie ihren Platz ein, entzündeten die Kerze oder den Wachsstock und stellten ihn auf das angesengte und wachsbetropfte Pult des Kirchenstuhles.

Auf dem Chor wartete bereits der Oberlehrer mit seiner Frau, seinen Töchtern und einigen Schulkindern auf den Beginn der geistlichen Handlung. Er hatte die rechte Hand im Sack seines Mantels, wo er einen heißen Stein oder eine mit warmen Wasser gefüllte Flasche verwahrte, um seine kalten Finger anzuwärmen. Beim Rorate wurden bis zur Wandlung immer ein Teil einer deutschen Messe, anschließend Adventlieder gesungen.

Im Winter wurde einst sowohl im Wirtshaus wie auch bei größeren Bauern gerne und viel getanzt. Veranstalter dieser Unterhaltungen waren die Zechen, die Bünde der „Jungherren“, der unverheirateten Bauernsöhne. Diesen „Winterfasching“ beendete der 25. November, der Kathreintag, an dem zu letztenmal im Jahr von den „Bratlegeiern“ aufgespielt und der Tanz eingestellt wurde. Mit dem Kathreintag begann auch meist das Spinnen, die Arbeit für die dämmerigen Nachmittage und die langen Abende. Auch die älteren Schulkinder mußten täglich ihr „Schneizel“ spinnen. Wenn vom Rocken, dem „Rupfen“, soviel abgesponnen war, daß die Spule am Spinnrad voll war, wurde auf eine „Haspel“ umgewickelt. Nach etwa 100 Umdrehungen dieses Gerätes machte es einen „Schnapper“ und dann war ein „Schneizel“, das sind

zirka 200 Meter Garn, voll. Das Schneizel wurde zu einer Strähne zusammengelegt, dann gewaschen und zum Weber gebracht. In den zwanziger Jahren arbeitete in der nahegelegenen Ortschaft Hart bei Ort im Innkreis noch ein Weber.

Die Kinder legten in den Adventstagen gerne die tiefen Fensternischen mit Moos aus und stellten dort ihr bescheidenes Spielzeug, wie Holzhäuschen und verschiedene, zum Teil selbst gebastelte Tiere, wie Hunde, Kamele oder Vögel auf.

Das Vieh erhielt in den Tagen des Weihnachtskreises ein warmes Futter. In einem sogenannten „Absetzuber“ wurden Heublumen und Kleie in warmem Wasser aufgeweicht und dann verfüttert. Kamen Bettelleute oder andere unbeliebte Menschen in das Haus, so durften sie den Zuber nicht berühren, da sie sonst das Vieh verzaubern könnten.

Am Barbaratag (4. Dezember) schnitten die unverheirateten „Weiberleute“ Zweige von wilden Kirschbäumen, steckten sie in wassergefüllte Gefäße und stellten sie in der warmen Stube auf. Wenn bis zum Weihnachtstag die von einem Dirndl gesammelten Kirschzweige aufblühten, so wurde es für sicher erachtet, daß es im nächsten Jahr Hochzeit halten würde.

Der Nikolaustag (6. Dezember) hatte besonders für die Kinder eine große Bedeutung, war doch an seinem Abend der Besuch des „Bischofs“, des Nikolaus, mit dem Krampus zu erwarten. Er vollzog sich fast im gleichen Rahmen wie in der Stadt. Bei den Bauern erschien aber meist nur der Krampus, „Niglo“ genannt. Er trug eine Maske und auf der Pelzhaube meist Kuhhörner. Vielfach hatte er zwei, drei Gehilfen, die gleichfalls verlarvt waren. Oft ging es bei den abendlichen Besuchen des Niglo sehr laut und auch derb zu. Besonders die Jugend hatte oft allerlei zu erdulden. Das „Kucherl“, die in der Küche mithelfende Magd, und die „Stallbuben“ wurden nicht selten auf den Misthaufen gestellt, mit Wasser überschüttet oder anderweitig für ihre Verfehlungen im auslaufenden Jahre bestraft.

Mit dem 21. Dezember, dem Thomastag, begannen die Rauh Nächte, deren es vier gab.

„Rauh nacht san vier

Zwoa foast und zwoa dürr.“

Wie schon aus diesem Spruch hervorgeht, wurden die altheiligen Nächte in „foaste“, fette,

und „dürre“, magere, eingeteilt. Bei ersteren, in der Metten- und in der Dreikönigsnacht, gab es gebratenes Fleisch und in Fett gebackene Mehlspeisen, bei letzteren, in der Thomas- und in der Silversternacht, aber nur gesottenes Fleisch und „Schnidn“ mit Sauerkraut. Die Schnidn waren in Schmarrnteig getauchte Schwarzbrotsschnitten, die in schwimmendem Fett gebacken wurden. Wie vor vielen anderen Feiertagen wurde auch am Thomastag geschlachtet. Das zum Tod verurteilte Schwein zerrte man, mit einem Strick an einem Hinterbein gefesselt, aus dem Stall. Auf dem Hof lag bereits der umgestürzte Sautrog und standen der Bauer mit dem scharfgeschliffenen Messer, die Bäuerin und ein paar Helfer bereit. Das jämmerlich plärrende und sich heftig wehrende Tier wurde mit viel Geschrei auf den Trog gezerrt und festgehalten. Der Bauer stach es und die Bäuerin fing, heftig mit einem Kochlöffel rührend, in einem Häfen das Blut auf, aus dem die schmackhaften Blutwürste hergestellt wurden.

Bedeutungsvoll war der Thomastag vor allem für die unverheirateten Mädchen. Sie schüttelten während des abendlichen Gebetläutens um 18 Uhr eine Hollerstaude, wobei sie den Vers sprachen:

*„Hollerstaudn i schüttl di
Heiliger Thomas, i bitt di
Tua mir heit no erschei(n),
Wer mei Bräutigam wird sei.“*

Dann warteten sie, ob in der Umgebung ein Hund bellte. Denn in der Himmelsrichtung, in der sein Kläffen zu vernehmen war, sollte ihr Bräutigam wohnen. Allerdings sollte es ein großer Hund sein, der kräftig bellte. War es nämlich nur ein jämmerlich winselnder Köter, so handelte es sich um keine gute Partie und hatte die das Orakel Befragende viel Spott zu erdulden.

Am Thomastag wurde aus weißem Roggenmehl das „Störibrot“ angemacht, aber auch das aus dem gleichen Teig gefertigte, mit geschnittenen Kletzen, getrockneten Zwetschken, Feigen, Zibeben, Fenchel und Schnaps gefüllte „Kletzenbrot“.

Der Heilige Abend (24. Dezember) ist mit seinem religiösen Brauchtum, mit dem Christbaum, der Krippe und den Geschenken ein Fest

inniger Gläubigkeit. Neben all den schönen Zeichen christlicher Volksfrömmigkeit, die gerade diesen Abend besonders kennzeichnen, hat sich aber auch auf uralte Wurzeln zurückgehendes Brauchtum erhalten.

Noch in den zwanziger Jahren war in Mörschwang der Glaube an das „Goldene Rößl“ lebendig. Man meinte es zu sehen, wenn es während des Mettenamtes um den Altar ritt oder am Morgen über den First eines Bauerhauses sprang. Allerdings konnten nur wirklich brave Kinder hoffen, dieses geheimnisvolle Pferdchen zu Gesicht zu bekommen.

Am Heiligen Abend fehlte in keinem Bauernhaus ein Christbaum. Überall wurden die Kinder, aber auch die Familienangehörigen und die Dienstboten, beschenkt. Natürlich gab es nur sehr einfache Gaben, wie Spielzeug für die Kinder, für die Ehehalten aber Schürzen, Socken und eine gute Bäckerei.

Auch an das „liebe Vieh“ dachte man in der Heiligen Nacht. Es bekam eine „Maulgabe“, ein Scherzel Brot, in das man „was Geweichtes“ steckte. Es waren dies Reste von den Palmbuschen und von den Kränzen, die beim Fronleichnamszug von zwei Ministranten mitgetragen wurden. Die Kränze waren aus Thymian, „Kutlkraut“, gefertigt und mit dem Namen des Bauern gekennzeichnet, der sie geflochten hatte.

Es gab keinen Hof und kein Häusl, aus dem nicht der Bauer mit seinen Kindern und den Ehehalten zur Mette ging. Oft eine Stunde und mehr wanderten sie im Licht ihrer Laternen auf Straßen, Wegen und Feldsteigen dem Dorfe zu. Von den Höfen und im Dorfe dröhnten die Schüsse der Burschen, die mit Terzerolen und Gewehren die Mette „anschossen“.

Vor der Kirche löschten die Mettengeher ihre Laternen und traten in das Gotteshaus. Der Kirchenraum mit seinen goldenen und silbernen Heiligenfiguren und Bildern erglänzte im Licht der vielen Kerzen, die auf den drei Altären und den Pulten der Kirchenbänke brannten. Enggedrängt saßen die Beter, links die Männer, rechts die Frauen. Die Bauernsöhne und die Knechte hatten ihren Platz meist auf der Empore unter dem Chor, wo der Schulleiter bereits vor der Orgel saß und der Bub wartete, der den Blasbalg treten mußte.

Das Amt vollzog sich nach den altgeheiligten Regeln der Liturgie. Es wurde eine eigene Mettenmesse gespielt, wobei die Dorfmusik und alle Sänger und Sängerinnen mitwirkten. Nach dem Offertorium wurde das Weihnachtslied „Stille Nacht“ gesungen. Während des Gottesdienstes ging der Zechprobst durch den Kirchenraum, um mit einem „Vergelt's Gott!“ Gaben für die Kirche zu sammeln. Er trug an einer langen Stange die mit einem grünen Samttuch bespannte Lade. Das geopfert Geld fiel in ihren Hohlraum, die größeren Münzen oder Scheine aber legte man oben auf die Lade, damit sie gewechselt würden. Nach der Mette wanderte man wieder im schwankenden Schein der Laternen nach Hause, wo die Bäuerin bereits ein Essen zubereitet hatte. Da nach Mitternacht die Zeit des Fastens vorbei war, gab es nun die fetten Mettenwürste, Blutwürste, oder gesottenes Schweinernes mit „Schniden“. Wer ohne Grund der Mette fernblieb, soll, wenn er sich vor dem Backofen bückte, durch die gespreizten Beine den Teufel erblickt haben.

Am 25. Dezember, dem Weihnachtstag, erhielt das Vieh wieder eine Maulgabe. Alle Gemeindebewohner besuchten den feiertäglichen Gottesdienst. Von allen Seiten wanderten sie zur Kirche, die Murhamer und Gerstberger, die von der Holzschwimm und vom Kastner, die Lochner und Wirschinger. Die Dorfbewohner gingen erst zur Kirche, wenn „zusammengeläutet“ wurde, während sich die weiter weg Wohnenden schon auf den Weg machten, wenn es eine halbe Stunde vor Beginn des Gottesdienstes „halbeläutete“. Dann durften sie sich aber oft mit dem „Anlegen“, dem Anziehen beeilen, „schlaunen“, um nicht „zu lang zu gehen“, nicht zu spät zu kommen.

Nach dem Amt versammelten sich die Kirchenbesucher auf dem Platz vor dem Wirtshaus. Die Männer gingen auf eine Halbe in die Gaststube. Sie saßen eng nebeneinander, die Hüte fest auf den Köpfen, rauchten ihre Pfeifen und redeten über ganz einfache und alltägliche Dinge.

Manche Bäuerinnen besuchten den „Kramer“, um allerlei einzukaufen. Im Laden roch es nach Schuhwichse und Petroleum, nach Zimt, Landtabak und Kernseife. Von der großen Krämerschlange hingen Peitschenschnüre, Schuhriemen

und Papiersackerln, während auf der Verkaufsbudel die dicken runden Gläser mit den „Gutzerln“, den Minzenkugeln und dem schwarzen „Bärendreck“ standen. Neben dem Glassturz mit dem vielbegehrten Germ glänzten die bunten Blechdosen mit Erdal und Maggi. An den Wänden lehnten Peitschenstiele und Sensenknittel, während die vielfächerigen „Stellen“ Gabeln, Messer, Kerzen, Kernseife und Wetzsteine, Schultafeln, Griffeln und Maßstäbe bargen. Auf einem Kasten standen die damals üblichen Zuckerhüte in ihrem dunkelblauen Papier.

Am Stephanitag (26. Dezember) ging man zur „Freundschaft“, zu den Verwandten, und zu Bekannten, um das Kletzenbrot zu kosten. Nach einem alten Glauben konnte man mit Gesundheit und Glück in den kommenden neun Jahren rechnen, wenn man „neunerlei Scherzl“ dieses Brotes zusammenbrachte. Es wurde sogar behauptet, daß man sterben müßte, wenn man nicht die neun Scherzl geschenkt bekam.

Am Altjahrstag wurde mit viel Aufwand an Wasser das alte Jahr „hinausgeputzt“. Alle Schaffeln, Eimer und „Sechter“ sowie Geschirr und Krüge wurden eifrig und sorgfältig gereinigt, wobei man sich beeilen mußte, damit nicht am Abend die Hexe ins Haus oder in den Stall schlüpfen konnte.

Der erste Tag des neuen Jahres wurde schon um sechs Uhr früh von der Dorfmusik „angeblasen“. Die Musikanten wurden in jedem Hof mit Most und Schnaps bewirtet. Nach dem Anblasen gingen sie ins Gasthaus, wo es dann oft recht lustig wurde. Überall krachten und rauchten auch die Schüsse aus den alten Terzerolen oder aus Gewehren, mit denen das neue Jahr „angeschossen“ wurde.

Sehr viel Wert legte man darauf, daß die „Godenkinder“ bei ihren Paten zum Neujahrswünschen erschienen, wo sie natürlich eine kleine Gabe erhielten. Auch Dorfkinder gingen gerne zu bekannten Bauern, um ihre Glückwünsche auszusprechen:

*„Wir wünschen enk a glückseliges
neuchs Jahr,
a Christkind in g'kraustn Haar,
Gsundheit und a langs Löbn,
das wird enk da Herr im Himmi göbn.
Und i wünsch enk an goldnan Tisch,*

*an an iadn Eck an bratnan Fisch,
in da Mitt a Glasl Wei
kinnan da Herr und d'Frau recht lusti sei.
Af z'lötzt a nu an goldnan Wagn
kinna ma allsant in Himmi fahrn."*

Am Abend vor dem Dreikönigstag wurde im Haus und im Stall geräuchert. Auf eine Kohlschaufel legte man Holzgut, streute auf sie Weihrauchkörner und ging damit räuchernd durch die Wohnräume und die Stallungen, wobei man mit Kreide auf alle Türen die Buchstaben C + M + B und die jeweilige Jahreszahl schrieb. Das Vieh erhielt wiederum etwas „Geweichtes“.

Zu Dreikönig, aber auch an anderen Tagen des Weihnachtskreises, spielte man verschiedene Orakelspiele, wie beispielsweise das „Haferlaufheben“. Auf den Tisch wurden drei umgestürzte Haferl aufgestellt; unter einem lag ein Binkerl unter dem zweiten ein Ring und unter dem dritten ein „Sutzl“. Letzterer bestand aus einem Leinenfleckerl, in das man Brot und Zucker gab, es dann zusammenfaltete und zuband. Wenn ein Kind allzusehr schrie, so steckte man ihm, um es zu beruhigen, einen solchen Sutzl in den Mund. Je nachdem, welches Häferl man aufhob, bekam man im neuen Jahr entweder ein Kind, feierte Hochzeit oder mußte sein Binkerl packen, um die bisherige „Stelle“ zu verlassen.

Der 6. Dezember, der Dreikönigstag, war eine „foaste“ Rauhnacht mit all ihrer Mystik und Magie. Am Tag allerdings zogen die Heiligen Drei Könige durch das Dorf und zu den Bauern der Umgebung und hielten dort mit ihrem recht weltlichen Spruch um Gebackenes und Most an:

*„Die heiling Dreikönig, die hakan an Bam,
oana is dabei, der hat d'Haka valorn,
oana is dabei, der hat's wiadagfundn,
die heiling Dreikönig san große Lumpn.“*

Wenn der frühe Abend zu dämmern begann, zogen die Rauhnightler schrillend, kreischend und lärmend von Hof zu Hof. Mit Mundharmonikas, blechernen Häfen, Pfannendeckeln und anderen Lärminstrumenten vollbrachten sie eine mißtönend-unheimliche Musik, in die sich das Jodeln und Schreien der gespenstig Maskierten mischte. In den seltsamsten, oft geradezu unheimlichen Verkleidungen lärmten sie durch die Dunkelheit und drangen in die Bauernhöfe ein.

Da war der Kasperl, der „Wurstl“, die lustige Gestalt unter den „Vergwandten“, der in Lumpen und Fetzen gekleidete „Vagabund“, der von dem „Gendarmen“ gesucht wurde, der „Schneider“ mit einer großen Holzschere und das „Bettlweib“ mit dem weiten Buckelkorb. Den lärmenden Zug begleitete oft auch ein „Bader“, der mit einem riesigen hölzernen Rasiermesser einen Bauernsohn oder Knecht zu rasieren versuchte. Von erschreckender Häßlichkeit waren die Hexe und der Teufel. Alle diese grotesk „Verlarvten“ vollführten mit ihren kreischenden, scheppernenden und schrillenden „Instrumenten“ eine wahrlich teuflische „Musik“. Von den Bauern, die sie besuchten, erhielten sie die üblichen Geschenke, wie Most, Schnaps, Fleisch und Gebackenes, die in dem Buckelkorb des Bettelweibes verschwanden.

Abends trafen sich die „Maschkerer“ bei einem großen Bauern, wo sie das, was sie an Eßbarem erhalten hatten, gemeinsam verspeisten. Oft aber war ihre letzte Station das Wirtshaus, wo dann bis in den Morgen hinein getrunken und „gelandlert“ wurde.

Mit dem Tag des heiligen Vinzenz (7. Jänner) schloß die Festtagsreihe der engeren Weihnachtszeit.

Für Knecht und Dirn war Maria Lichtmeß (2. Februar) als Tag des Dienstbotenwechsels sehr bedeutungsvoll. In Mörschwang galt nachstehender Spruch:

*„Leonhardi, wer fragt di?
Martini, wo bin i?
Leopoldi, wer holt di?“*

Am Leonhartstag (6. November) fragte der Bauer den Knecht oder die Dirn, ob sie noch in seinem Dienst bleiben wollten. Wer nicht gefragt wurde, wußte, daß er sich einen neuen Arbeitsplatz suchen mußte. Er ging zur „Zubringerin“, die die freien Stellen vermittelte. Der neu Eingestellte erhielt eine Eierspeise und außerdem ein „Drangeld“, das er allerdings zurückzahlen mußte, wenn er den Posten nicht antrat. In den Tagen des Dienstbotenwechsels, den sogenannten „Schlankeltagen“ sah man oft das „Kastenfahren“, bei dem auf einem Leiterwagen der Kasten eines Knechtes oder einer Dirn zum neuen Dienstplatz geführt wurde. Wenn ein Bub

seine Stelle wechselte, hatte er meist nur ein Binkerl zu tragen.

Zwischen dem Bauern und seinen Dienstboten, den „Eehalten“, bestand in der Regel ein sehr enges, nicht selten ein ganzes Leben lang anhaltendes Verhältnis. Die „treue“ Magd war keineswegs nur eine erdachte Figur der Heimatromane, sondern lebte tatsächlich und gehörte genauso zur Familie wie die Kinder und Kindeskinde. Auch manche Knechte blieben ein Leben lang auf dem gleichen Platz. Außer bei großen Bauern saßen die Dienstboten fast immer am gleichen Tisch wie die Bauersleute und aßen mit ihnen aus der gleichen Schüssel. Dennoch aber gab es natürlich Meinungsverschiedenheiten, die einen Wechsel des Platzes notwendig machten.

Am Tage Maria Lichtmeß wurden in der Kirche die zum Gottesdienst verwendeten und die von den Bauern mitgebrachten Kerzen und Wachsstöcke geweiht. Die Dirn, die dem Knecht das Jahr über „aufgebettet“ hatte, erhielt von ihm einen Wachsstock. Auch der Organist und die Mitglieder des Kirchenchores bekamen von den Zechpröbsten die gleiche Gabe oder wenigstens eine Kerze.

Am Abend des Lichtmeßtages wurden gerne allerlei Schicksalsbefragungen versucht. Auf einem Stiefelknecht oder einer Wäscherolle kleb-

ten die am Orakel Teilnehmenden sogenannte „Kreuzerlichterln“ und zündeten sie an. Wessen Licht am ersten erlosch, der mußte im laufenden Jahr sterben.

Die meisten der hier geschilderten Bräuche sind heute bereits verschwunden. Auch das Leben im Dorf und bei den Bauern hat sich weitgehend verändert. Die Maschinen ersetzen einen Großteil der menschlichen Arbeitskraft, so daß Dienstboten vielfach kaum mehr benötigt werden, aber auch nur mehr sehr schwer aufzutreiben sind. Man zieht heute die nach Stunden bemessene, vielfach leichtere und besser entlohnte Arbeit in den Städten vor.

Auch das Bild des Dorfes hat sich sehr gewandelt. Das alte Schulhaus wurde abgerissen, und dafür ein moderner Bau mit viel Glas und wenig Einfühlung in die Bauweise des Dorfes errichtet. Verschwunden ist auch der große Kastanienbaum vor dem Gasthaus, weil er das Abstellen der Autos behinderte, mit denen man heute zur Kirche fährt. Auch der erwähnte Krämerladen wurde modernisiert.

Viele dieser weitgehenden Umstellungen und Veränderungen mag der Rückschauende bedauern, sie sind aber nicht aufzuhalten, denn die Zeiten und die Menschen ändern sich seit unsere Welt besteht.